

Experimentierfeld Schreibschule Texte aus dem Literaturinstitut der DDR »Johannes R. Becher« 1955-1993

Wallstein



Experimentierfeld Schreibschule
Texte aus dem Literaturinstitut der DDR
»Johannes R. Becher« 1955–1993

Experimentierfeld Schreibschule

Texte aus dem Literaturinstitut
der DDR »Johannes R. Becher«
1955–1993

Herausgegeben von
Sebastian Weirauch

Wallstein Verlag

Inhalt

Vorwort	9
-------------------	---

»Der Marxismus beschäftigt nur unsere Hirne« – Die 1950er-Jahre

Max Walter Schulz

Der rote Leutnant. Novelle aus unserer Zeit	19
---	----

Karl-Heinz Jakobs

Mein Gedicht Krieg Heimkehr Portrait Walter G. Berlin-Tempelhof 1954 Hiroshima ist fern Gute Nacht und guten Morgen	28
---	----

Helmut Baierl

Die Feststellung	38
----------------------------	----

Eckhart Krumbholz

Das grüne Halstuch	46
------------------------------	----

Kurt Steiniger

Sonette einer Jüdin	52
-------------------------------	----

»Jetzt kann man sich Zeit auch für die Liebe nehmen« – Die 1960er-Jahre

Helmut Richter

WUNSCH STADT AM FLUSS AM MEER WIN- TERLANDSCHAFT IDYLLISCHE APOKALYPSE IN DER BÜCHEREI WAS ICH LIEBE EINE FRAU ZUM XXII. PARTEITAG BITTE AN DIE FDJ ERNSTGEMEINTER RATSCHLAG FÜR JUNGE DICHTER GROSSSTADTNACHT	67
---	----

Horst Matthies

Meine Großmutter	79
----------------------------	----

Erich Köhler

Schatzsucher	86
------------------------	----

Rolf Floß	
Irina	93
Ulrich Berkes	
Beobachtung eines Baggers Einer Anekdote	
Schwimmen nachts In der Maschinenfabrik	99
Peter Löpelt	
Geschichten ohne Ende	104
»Man muss bescheiden sein« –	
Die 1970er-Jahre	
Steffen Mohr	
Am Anfang dieser Reise	107
Rosemarie Fret	
Töchter einer Kleinstadt	114
Rainer Hohberg	
Mein bestes Bier. Reportage	121
Walter Schnatz	
4 Sonette	126
Egbert Lipowski	
Ungarische Tänze	130
Angela Krauß	
Frühschicht	134
Thomas Rosenlöcher	
An die Seife An meine Nase An die Klopapierrolle	
Hofmusik Turn & Sportfest Frühling in Schilda	
Karl Marx Die Schöpfung Ausblick Der Garten	
Dädalus Die Verlängerung Verwandlung	
Der Tod	143

»Ich bin, was ich in meiner
Sprache bin« – Die 1980er-Jahre

Norbert Marohn

Plötzlich mein Leben 159

André Sokolowski

Rockkonzert 165

Gundula Sell

Bei der Arbeit | Zukunft, Nachts. Und Regen |
Die Elemente | Erik Stemmt | Im Innenhof |
Bis Feierabend | Tosca | Bergwerk im Kopf 174

Kerstin Hensel

Grenzen bei Crivitz | Vom Liegen auf Häuten |
Duell zur Nacht | So wie der Himmel über uns |
Siegesbild | Lilit (Erzählung) 186

Kurt Drawert

Romanze | Im Nebel | Liebeslied/Schichtwechsel/
Herbst | Zwischenzeitlich (II) | Stück in zwei Akten,
dritter: ein Traum | Innenmuster | Schließe die
Augen | Projektion | Spiegelarbeit | Wiederholungen |
Der Mittwoch stirbt in den Worten Reinigung und
Wäscherei | Das Mana der Katzen 195

Róża Domaścyna

Versuch einer Selbstbetrachtung II 207

Ronald M. Schernikau

LEGENDE 208

»Plattenbauten in Ostdeutschland
haben tausend Zimmer« – Die 1990er-Jahre

Olaf Schmuhl

Rodung | Der Nachfolger | Der Schatten 223

Holger Benkel

der ascheprophet | strand | apfelessen | morgen am fluss |
abgesang | reiseführer – schönebeck 234

Hung Gurst	
Der rotgefärbte Sarg	243
Undine Materni	
der große trinker ist tot zwischen den monden	
nacht ab neunundfünfzig pfennig irr-land elegie . .	247
László Csiba	
Das Klavier	255
Jürgen Frühauf	
Unterricht Neue Welt Im U Flecku Biertschess	
und Sackosieht Rudi beschreibt einem Freund Max	
Klingers Salome im Museum der Bildenden Künste	
zu Leipzig Toor Erinnerungen Nach Mitternacht	
Zwanzig Minuten vor der Frühschicht Der schwarze	
Mann Unter den heißen Duschen Abzählreim in	
Ferienlagern der SED Bezirksleitungen Aussicht,	
nach dem 3. Oktober 1990 Wie ein Fünfer im Lotto	
Berliner Grenze, Herbst 1979 Die Mafia Micha	
Radon	259
Frank Kreisler	
Zeitangst	278

»die götter fahren auf dem förderband	
immer im kreis«	
Abschlussarbeiten aus dem Literatur-	
institut der DDR ›Johannes R. Becher‹	
zwischen regelpoetischer Normierung	
und künstlerischem Eigensinn	283
Literatur	367
Quellen	373
Dank	377

Vorwort

Von 1955 bis zu seiner Abwicklung 1993 war das Literaturinstitut ›Johannes R. Becher‹ in Leipzig die singuläre Ausbildungsstätte für Autoren im deutschsprachigen Raum. Es brachte Autoren wie u. a. Erich Loest, Ulrich Plenzdorf, Ralf Giordano, Werner Bräunig, Angela Krauß, Katja Lange-Müller, Kurt Drawert oder Ronald M. Schernikau hervor, aber auch zahlreiche weitere, heute vergessene Absolventen.

Obwohl die explizite Zielsetzung des Instituts darin bestand, die ideologische und künstlerische Ausbildung von Schriftstellern im Sinn des Sozialismus zu fördern, kann es auch als geschichtlicher Vorläufer späterer Formen der Autorenausbildung im deutschsprachigen Raum gelten. Allerdings war das Konzept ›Literaturinstitut‹ schon in der DDR umstritten: Bereits sein Namensgeber, der Lyriker und Kulturminister Johannes R. Becher, bezweifelte, dass literarisches Können erlernbar sei. Das Becher-Institut stand somit von Anfang an unter einem enormen Erfolgs- und Legitimationsdruck. Hier musste der Beweis erbracht werden, dass man Autoren ausbilden konnte, die erfolgreich waren, aber zugleich sozialistischen Ansprüchen genügten.

Kennzeichnend für das Literaturinstitut wurde ein prägender Widerspruch: Einerseits wurde von den Autoren und Dozenten die Orientierung am Sozialistischen Realismus und an der zugehörigen Ideologie erwartet – Volksnähe, Einfachheit und sozialistische Werte wie Klassenbewusstsein waren wichtige Schlagworte. Andererseits musste man den Beteiligten zähneknirschend jenes Maß an künstlerischer Freiheit zugestehen, das für die Produktion von Literatur unerlässlich ist.

Während der knapp vierzigjährigen Institutsgeschichte wurden starre sozialistische Dogmen – die Ablehnung bürgerlicher Literatur und der als ›dekadent‹ geltenden Werke der Klassischen Moderne – immer wieder unterlaufen, nur um

dann erneut umso restriktiver gehandhabt zu werden. All dies geschah aus der Angst heraus, die politische Kontrolle über die Literatur und die Kulturschaffenden zu verlieren. Und diese ›Kontrolle‹ muss hier durchaus wörtlich verstanden werden: Unter den Studenten und Dozenten fanden sich so genannte informelle Mitarbeiter der Staatssicherheit der DDR.

Die Grenzen zwischen Erlaubtem und Zensur waren am Institut ›Johannes R. Becher‹ zumeist fließend. Gerade in den frühen Jahren. Was in einem Augenblick als sozialistisch und progressiv gelobt wurde, konnte schon kurze Zeit später einen Eklat verursachen – so im tragischen Fall des sozialistischen Autors Werner Bräunig, dessen 1965 erschienenes Fragment aus dem Roman ›Rummelplatz‹ plötzlich zersetzender Tendenzen bezichtigt wurde. Der Autor brach seine Arbeit am Roman daraufhin ab, verstummte und verfiel letztlich dem Alkohol.

Trotz der restriktiven Vorgaben spiegeln sich aber auch die Vielstimmigkeit und der Facettenreichtum der DDR-Literatur in der Geschichte des Instituts wider. Die dort produzierten Texte entsprechen in den 1950er-Jahren noch der Ästhetik der Aufbau-literatur, später in den 1960er- und 1970er-Jahren wurden Tendenzen des Bitterfelder Weges, der Ankunfts-literatur und der Lyrikwelle aufgegriffen und in den 1980er-Jahren standen die Abschlussarbeiten ganz im Zeichen experimenteller und postmoderner Strömungen.

War das Becher-Institut für viele ein Hort der staatlichen Indoktrinierung – Autoren wie Adolf Endler, Helga M. Nowak oder Andreas Reimann wurden als Abweichler exmatrikuliert –, bot es für andere eine kostbare Möglichkeit, ihr eigenes Schreiben zu erproben. Hier konnten Texte mit denen der anderen Studierenden verglichen, neue Möglichkeiten des Schreibens ausgelotet werden. Zum Lehrplan, der als Inspirationsquelle dienen sollte, gehörten Fächer wie Ästhetik, Stilistik, Deutsche Literatur, Russische Literatur und Weltliteratur. Spricht man von den Vorzügen der Ausbildung sollte nicht

unterschlagen werden, dass diejenigen, die am Becher-Institut studieren durften, mit einer damals großzügigen Summe von bis zu sechshundert Mark im Monat alimentiert wurden. Auch Autoren, die bereits eine Familie zu ernähren hatten, sollten sich auf diese Weise gänzlich dem Schreiben widmen können.

Mit seinen widersprüchlichen Tendenzen und Konflikten lässt sich das Literaturinstitut ›Johannes R. Becher‹ am ehesten als ein ›Experimentierfeld‹ charakterisieren. Es stellte erstens ein ambitioniertes Experiment dar, um mit bürgerlichen und genieästhetischen Traditionen zu brechen. Ein neuer Autorentypus sollte sich hier an einer sozialistischen Regelpoetik orientieren. Zweitens eröffnete das Institut den Studenten einen sich ständig wandelnden Spielraum, der sich aus dem Mit- und Gegeneinander von ästhetischem Eigensinn und künstlerischer Normierung, individuellem Ausdruckswillen und staatlicher Zensur ergab. Und drittens durften die Autoren vor allem späterer Jahrgänge in ihrem Studium experimentieren, um eine eigene literarische Herangehensweise zu entwickeln. Davon zeugen zahlreiche literarische Abschlussarbeiten, wie sie in dieser Anthologie erstmals auszugsweise versammelt sind.

Jeder Autor, der sein Studium erfolgreich abschließen wollte, hatte in der Regel eine essayistisch-theoretische und eine literarisch-künstlerische Abschlussarbeit einzureichen. Gerade die literarischen Texte, auf die sich die vorliegende Anthologie konzentriert, sind Dokument nicht nur der Ausbildung am Institut, sondern auch einer (vorläufigen) schriftstellerischen Selbstpositionierung. Manche Abschlussarbeiten sind Teil später veröffentlichter Werke. Einige Texte erlangten größere Popularität. Andere hingegen sind von Autoren geschrieben worden, die danach öffentlich nicht wieder als Schriftsteller in Erscheinung getreten sind. Dementsprechend unterschiedlich sind die Produktionsstadien, in denen die Abschlussarbeiten vorgelegt wurden.

Unabhängig von diesen Faktoren muss sich jeder der Texte aus der Retrospektive Fragen danach gefallen lassen, ob er nun

eher von künstlerischer Autonomie zeugt oder aber Tendenzen der Anpassung dokumentiert – finden sich in ihm Spuren der (Selbst-)Zensur, des Unsagbaren oder gar des Opportunismus? Jeder der Texte wirft die Frage nach seinem ästhetischen Eigenwert abseits seines historischen Entstehungszeitraums und des schon verblichenen DDR-Kontextes auf. Ist er ästhetisch gelungen oder, wie am Institut angestrebt, sogar ›meisterhaft‹? Kann man ihn ›gut‹ lesen? Folgt er bloß politischen oder didaktischen Anliegen?

Letztlich können diese Fragen nicht durch ein Vorwort beantwortet werden – ihre Beantwortung ist den Lesern der Anthologie vorbehalten. In ihr versammelt sind auszugsweise oder vollständig wiedergegebene Texte aus den literarischen Abschlussarbeiten von 32 Autorinnen und Autoren aus insgesamt fünf Dekaden Institutsgeschichte. Vertreten sind die Gattungen Prosa, Lyrik und Dramatik. Die essayistisch-theoretischen Abschlussarbeiten der Absolventen wurden aus Gründen der Stimmigkeit nicht aufgenommen – sie sind allerdings wie viele weitere literarische Abschlussarbeiten digital einsehbar.¹

Die erste Sektion der Anthologie, »Der Marxismus beschäftigt nur unsere Hirne«, konzentriert sich auf die frühe Phase nach der Institutsgründung von 1955 bis 1959. Vorherrschend war damals die so genannte Aufbauliteratur. Sie adaptierte literarisch das Freund-Feind-Schema der sozialistischen Ideologie und des Kalten Krieges, nahm aber bereits Einflüsse des Bitterfelder Weges vorweg, der u. a. den Gegensatz von Künstler und Volk aufheben sollte und eine literarische Durchdringung der Alltags- und Arbeitswelt vorantrieb. Greifbar wird diese Gemengelage in Max Walter Schulz' ›Der rote Leutnant. Novelle aus unserer Zeit‹. Schulz, der das Becher-Institut später von 1964 bis 1983 selbst als Direktor leitete, beschreibt einen NVA-Leutnant, der eine Wohnung zugeteilt bekommt, und zwar bei einem Mann, der mit dem Sozialismus auf Kriegsfuß steht. Auch Karl-Heinz-Jakobs' Gedichte aus

der Sammlung ›Guten Morgen, Vaterlandsverräter‹ sondieren die Welt vor und nach 1945 aus sozialistischer Perspektive – sei es die deutsche Außenpolitik oder den Atombombenabwurf auf Hiroshima. Zugleich thematisiert Jakobs die verstörenden Kriegserfahrungen eines lyrischen Ichs als Angehöriger der Wehrmacht und macht Bruchmomente beim Übergang in den DDR-Sozialismus sichtbar. Das brechtianisch aufgebaute Lehrstück ›Die Feststellung‹ des seinerzeit erfolgreichen Theaterautoren Helmut Baierl befasst sich mit dem kontroversen Thema der Republikflucht vor dem Mauerbau und versucht nicht ohne den Rückgriff auf sozialistische Leitsätze Ursachen aufzuzeigen. Eine nicht gerade aussichtsreiche Liebesgeschichte erzählt Eckhart Krumbholz in ›Das grüne Halstuch‹. Diese handelt von einem LKW-Fahrer, der in München zu Besuch ist und sich dort in eine Kellnerin verliebt. Wie Baiers Theaterstück ist auch dieser Prosatext ein Zeitdokument jener Phase, in der die BRD und die DDR noch nicht durch eine Mauer getrennt waren. Den Abschluss der Sektion bildet Kurt Steinigers Sonettenkranz ›Sonette einer Jüdin‹. Auf einem formalen Klassizismus insistierend, schildert der Autor das Schicksal einer jüdischen Frau während des Nationalsozialismus aus der Ich-Perspektive und gibt dabei einen Einblick in die kollektiven Erinnerungs- und Identitätsdiskurse der frühen DDR.

Unter dem Titel »Jetzt kann man sich Zeit auch für die Liebe nehmen« umfasst die zweite Sektion Auszüge aus literarischen Abschlussarbeiten der sechziger Jahre, die sich unter dem zunehmenden Einfluss des Bitterfelder Weges und der Ankunfts-literatur verstärkt der Welt von Betrieben, aber auch von privaten Beziehungen zuwenden. Die Gedichte Helmut Richters, der u. a. den Text für das populäre Lied ›Über sieben Brücken musst du gehn‹ der Musikgruppe Karat verfasste, behandeln romantische Sujets der Natur- und Liebeslyrik. Sie wenden sich mit leicht ironischem Unterton den Hoffnungen und Aussichten einer neuen Generation im Sozialismus zu. ›Meine Großmutter‹ von Horst Matthies gewährt Einblicke in

eine ländliche Lebenswelt. Durch die Augen eines Mädchens wird die allmähliche Entfremdung zwischen Stadt und Land, Alt und Jung erzählt. Konflikten in Betriebs- und Arbeitswelten gehen auf recht unterschiedliche Weise die Prosatexte ›Schatzsucher‹ von Erich Köhler und ›Irina‹ von Rolf Floß nach. ›Schatzsucher‹ erzählt von den Rivalitäten innerhalb einer landwirtschaftlichen Genossenschaft, in der es rau zugeht und kleinkriminelle Machenschaften gängig sind. ›Irina‹ hingegen entfaltet eine deutsch-sowjetische Liebesgeschichte eines aus der DDR stammenden Ingenieurs in St. Petersburg mit einer russischen Ingenieurin. Dabei gilt es nicht nur sprachliche und kulturelle Gräben zu überwinden, sondern auch Missstände in der Produktion anzusprechen. Ulrich Berkes' Lyrik und Kurzprosa zeigt neben den Einflüssen des Bitterfelder Weges überraschende surrealistische Bezüge. Bei Berkes geht es um den Mythos vom sozialistischen ›Neuen Menschen‹ in der Arbeit, der Liebe wie beim Sport. Es drängt sich zudem der Eindruck auf, der Autor verhandele chiffriert eine homosexuelle Liebesbeziehung. Peter Löpels Miniaturen ›Geschichten ohne Ende‹ beschließen diese Institutsphase mit zwei gegeneinander gestellten Kurzgeschichten über Liebesaffären in Betrieben.

Die dritte Sektion, »Man muss bescheiden sein«, mit Prosa und Lyrik aus den siebziger Jahren dokumentiert die merkliche Pluralisierung der Schreibansätze unter den Institutsabsolventen, zu denen nun auch zusehends Frauen gehören. Es zeigt sich allerdings auch ein zunehmender Eskapismus angesichts einer als eng, provinziell und desillusionierend erfahrenen sozialistischen Diktatur. Subversives spielt sich oftmals nur in Gedanken ab. Steffen Mohrs Prosatext ›Am Anfang dieser Reise‹ begleitet seinen Protagonisten auf einer Zugfahrt, die ihm zum Anlass wird, sich Gedanken über allerlei zu machen: die Liebe, den Sozialismus und sogar die Religion. In ›Töchter einer Kleinstadt‹ ruft Rosemarie Fret bürgerliche Erzähltraditionen auf. In einer chronistischen Gesamtaufnahme skizziert sie ein Frauenschicksal in einer Kleinstadt. Eine zu sensible

Klavierlehrerin, deren Familie im Krieg aus dem Osten fliehen musste, macht im Lauf ihres Lebens krisenhafte Episoden durch. Heiter dagegen mutet Rainer Hohbergs Reportage ›Mein bestes Bier. Reportage‹ an. Bei einem versehentlichen Wochenendabstecher in das Dorf Singen kommt ein Paar mit der örtlichen Brauereitradition sowie der lokalen Sagenbildung in Kontakt. Auch Egbert Lipowskis ›Ungarische Tänze‹ schildert eine Reise. Seine Prosa-Miniaturen fangen die exotistische, manchmal stereotype Ausstrahlung ein, die Ungarn für viele Touristen aus der DDR als Projektionsfläche besessen haben mag. Einen Blick in die tiefsten Zonen der Erdgeschichte wie auch in die Kindheitserinnerungen ihres Protagonisten, des Lokführers Jargosch, liefert Angela Krauß mit dem Prosastück ›Frühschicht‹. Das Dazwischen von Enge und Idyllik, Fantasie und Privatheit sowie von Zensur und Schweigen wird in Thomas Rosenlöchers Lyrik ausgelotet. In seinen satirischen Gedichten werden ironisch und in der Tradition Rainer Maria Rilkes, Joseph von Eichendorffs oder Hölderlins die Planziele wie auch die Kontrollwut der DDR aufs Korn genommen – zugleich werden überaus einfallsreiche Fluchtpläne geschmiedet.

Die vierte Sektion, »Ich bin, was ich in meiner Sprache bin«, mit Abschlussarbeiten aus den achtziger Jahren lässt eine auffällige Verschiebung zu Tage treten. Angesichts nachlassender Zensur und eines Staatsverfalls lösen sich die Erzähl- und Ich-Instanzen in den Texten immer weiter von kollektiven Narrationen und Identitätsentwürfen ab. Die Autoren wenden sich postmodernen und experimentellen Schreibweisen zu. Sinnangebote des Sozialismus bieten jetzt auch im Negativen kaum eine Orientierung mehr. Stattdessen werden neuartige, oftmals groteske, mythische oder avantgardistische Weltzugänge durchgespielt. Irgendwo muss für das Individuelle und Idiosynkratische schließlich Platz sein. Norbert Marohns Prosatext ›Plötzlich mein Leben‹ ist ein stark geraffter, mit Sprüngen und Leerstellen versehener Coming-of-Age-Text ohne Coming-out: Der männliche Protagonist steht im Schatten

seines Vaters, erlebt heterosexuelle Beziehungen, scheint aber heimlich anderen Neigungen nachzuhängen. In ›Rockkonzert‹ unternimmt André Sokolowski eine Persiflage auf die journalistische Gattung des Konzertberichts. Im Zentrum steht die Band »THE FIFES«, deren Verehrung für den legendären Moog-Synthesizer den Erzähler und seinen Bekannten zu einem schadenfrohen Experiment veranlassen. Stark beeinflusst von den Traditionen der Arbeiterliteratur, des Bitterfelder Weges, aber auch von romantischen Erzählformen sind Gundula Sells Gedichte. Aus einer weiblichen Perspektive beleuchten sie die Arbeitswelten des Bergbaus, aber auch subversiv anmutende Opernaufführungen. Das lyrische Ich bleibt hier hin- und hergerissen zwischen Utopie und dem mythischen Sog einer immergleichen Naturgeschichte. Kerstin Hensels Lyrik seziert Beziehungskonstellationen mit einer Sprachdynamik, die oftmals fataler, ja gewaltförmiger Natur ist. Ihr Prosatext ›Lilit‹ entwirft in der Nähe zu Ingeborg Bachmanns ›Undine geht‹ den feministischen Gegenmythos einer Frauenexistenz, die sich Konventionen entzieht. Auch Kurt Drawerts Gedichte wenden sich verstärkt dem Ich zu, seinen Innenwelten, Erinnerungen und Projektionen. Das Ich bei Drawert steht im Spiegel und unterzieht sich einer narzisstischen wie poetischen Vivisektion, bei der die Grenzen zwischen Kunst und Wirklichkeit durchlässig werden. Róża Domaścynas Prosa-Miniatur ›Versuch einer Selbstbetrachtung II‹ wendet sich hingegen einem Ich zu, das in einer mythisch-traditionellen Familienaufstellung seinen Platz in der Welt zu bestimmen versucht, darin aber zu verschwinden droht. Als Höhe- und Schlusspunkt der postmodernen, experimentellen Phase versucht sich Ronald M. Schernikau in ›LEGENDE‹ ironisch als Vollender und Erneuerer einer sozialistischen Autorschaft. In einer grotesken, avantgardistischen und skurrilen Gegenwelt werden vor dem Untergang der DDR noch ein letztes Mal die Widersprüche von Ost und West, von ästhetischer und politischer Existenz, Homosexualität und Heteronormativität durchgespielt.

Im letzten Teil der Anthologie, »Plattenbauten in Ostdeutschland haben tausend Zimmer«, finden sich die Abschlussarbeiten der frühen neunziger Jahre, kurz bevor das Becher-Institut 1993 unter Protest abgewickelt wurde, da es laut Beschluss des Freistaates Sachsen nicht mehr in die demokratisch-marktwirtschaftliche Ordnung passte. Die Texte aus dieser Phase lassen abgesehen von einem Hang zu (neo-)expressionistischen Einflüssen und manchmal apokalyptischen Untertönen wenig übergreifende Tendenzen erkennen. Oftmals verhandeln sie Erfahrungen des Umbruchs. Olaf Schmuhs Texte »Rodung«, »Der Nachfolger« und »Der Schatten« inszenieren literarische Polyphonien. Ein Ich verschwindet inmitten von Fachsprachen. Mal nimmt es sich als Opportunisten wahr, mal als Objekt einer feindlichen Übernahme. Holger Benkels Lyrik zeichnet in der Tradition des Expressionismus endzeitliche Bilder (»der ascheprophet«), was durch seinen schelmisch anmutenden, pseudodokumentarischen Reiseführer über die Stadt »schönebeck« kontrastiert wird. Versteckt finden sich allerdings auch hier Kommentare zum »Wendegeschehen«. Die Kurzgeschichte »Der rotgefärbte Sarg« von Hung Gurst wechselt an einen gänzlich anderen Schauplatz, nämlich nach Hanoi, Vietnam. Vor dem Hintergrund der Entwicklungen und Krisen nach dem Imperialismus und dem Vietnamkrieg wird von einer Familie in Not erzählt, die nach Wegen sucht, das Geld für einen angemessenen Sarg für den sterbenden Großvater aufzubringen. Undine Materni knüpft in den Gedichten aus ihrem Lyrikbuch »Irr-Land« wie Benkel an expressionistische, aber auch an neoavantgardistische Vorbilder an. Sie behandelt die Schattenseiten der Großstadtextistenz wie auch von Liebesbeziehungen. In seinem Monolog »Das Klavier« entlarvt László Csiba in Thomas-Bernhardscher Manier die Absurditäten des Opern- und Kulturbetriebs. Von sprachlich und chronistisch besonderem Interesse sind die Prosa und Lyrik des Autors Jürgen Frühauf. Dessen lautmalerischen Gedichte lesen sich als Coming-of-Age- und Entwicklungsroman in Fragmenten.

Sie bieten Einblicke in unterschiedlichste Erfahrungswelten der DDR: die NVA und das Grenzregime, die SDAG Wismut, das Nachtleben Leipzigs oder das Aufkommen von politischen Subkulturen wie z. B. Skinheads. Frühaufs Prosatexte wie ›Radon‹ sind eindruckliche Anekdoten; hier über die tödliche Verstrahlung eines ahnungslosen Schweißers. Der letzte Text der Anthologie, ›Zeitangst‹ von Frank Kreisler, lotet die Situation eines Mannes im Umbruch aus: Nach der Trennung von seiner Freundin ist Ludwigs Uhrs stehengeblieben. Der Versuch, einen Ersatz aufzutreiben, entpuppt sich als Odyssee durch eine anonyme, fremde, ja für den Protagonisten geradezu ekelerregend gewordene Welt.

- 1 Digitale Sammlung der Abschlussarbeiten des Literaturinstituts »Johannes R. Becher« der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB), in: <https://sachsen.digital/allesammlungen/sammlung-der-abschlussarbeiten-des-literaturinstituts-johannes-r-becher/listenansicht/>

»Der Marxismus beschäftigt nur unsere Hirne« – Die 1950er-Jahre

Max Walter Schulz

Der rote Leutnant.

Novelle aus unserer Zeit

[...]

Zu dieser Überlegung, in der die Frau Frenzel einbeschlossen war, bedurfte es freilich keiner großen Anstelligkeit. Die spürte auch der Vater auf. Ihm fehlte nur die Gewissheit, er besaß nur den Verdacht. Darum fragte er den Leutnant, nachdem er gehört hatte, was jener von ihm wollte, dreist und grob: »Wer schickt Sie eigentlich her? Wir sind hier kein Manövergebiet.«

Der Leutnant parierte mit dem Wissen, das ihm die Frau schon vermittelt hatte, um dem Alten für weitere Einsprüche gleich den Wind aus den Segeln zu nehmen. Mit mehr Bestimmtheit und Kälte als er selbst beabsichtigte, sagte er, dass ihm bereits auf dem Stadtbezirksamt offenbart worden wäre, man wolle hier nicht mehr vermieten. Er wäre aber befugt, mitzuteilen, dass die Gründe für die Wohnungskommission nicht stichhaltig seien. Das wolle der Herr Wohnungsinhaber bitte zur Kenntnis nehmen, ehe man weiter miteinander verhandle.

Der Schlossermeister Albert Rohleder schaltete die Vertikalbohrmaschine, an der er arbeitete, auf Leerlauf. Der lockere Treibriemen klatschte mit der Nahtstelle im Zwietakt um das hölzerne Rad oben im Transmissionsgestänge und um die stählerne Antriebsrolle der Maschine. Weit hinten in der Düsternis der Werkstatt – sie hatte nur zwei schmutzblinde Vorderfenster – ließ das Mädchen die Schwarzblechtafeln zu Boden fallen. Es klang wie Theaterdonner.

Rohleder, ein hagerer Sechziger mit einer hohen, gebuckelten Stirn unter dem knappen Schirm seiner Ledermütze, malmte mit den Kiefern, ehe er jählings lospolterte:

»So nicht, mein Lieber! Einfach den Leuten nur auf die Schnauze treten: wo gibt's denn sowas! Und was heißt hier Wohnungskommission! Wer ist denn die Wohnungskommission? Die Dame, die sie hergeschickt hat, nicht wahr?«

Er holte ein Brillenfutteral aus der Hosentasche, hängte sich mit einer fahrigen Bewegung das Nickelgestell nur mit einem Bügel hinters Ohr und vergewisserte sich der Unterschrift auf der Zuweisung, die ihm der Leutnant gegeben hatte.

»Natürlich die Frenzel! Das ist meine Frau Schwester, wenn Sie das interessiert. Die Dame steht nicht gerade auf gutem Fuß mit mir. Damit erklärt sich der Fall.«

Der Schlossermeister schob dem Leutnant die Zuweisung über den Arbeitstisch zurück, der neben der Maschine stand.

»Richten Sie der Dame aus«, sagte er bissig, »dass die Zeiten der Selbstherrlichkeit vorbei wären hier in diesem Staate, Gottseidank!«

Damit schien sich die Angelegenheit für ihn erledigt zu haben. Er klappte die Brille ins Futteral, steckte es zurück in seine Hosentasche und setzte mit einem Hebelgriff die Bohrmaschine wieder in Gang, alles in einer feindseligen Gleichgültigkeit und Gelassenheit, als ob der Leutnant da vor ihm Luft wäre. Doch der Leutnant rührte die zurückgeschobene Zuweisung nicht an. Er stand da wie ein Stock, innerlich von der Provokation des Alten bis an die Grenze des Jähzorns aufgebracht, äußerlich aber ganz beherrscht, wenn auch dieses Beherrscht-Sein keinen Zweifel erlaubte, dass er sich jetzt ebenso auf die Hinterbeine stellen würde wie sein Gegenüber. Der bohrte Schraublöcher in Winkeleisen, Schraubloch um Schraubloch.

»Was verstehen Sie unter Selbstherrlichkeit?«, fragte endlich der Leutnant. Rohleder zermalmte die Antwort zwischen den Zähnen. Es war nichts davon zu verstehen.

»Ein einziges Beispiel, Herr Rohleder!«

»Das zum Beispiel«, knurrte der Alte, auf die Zuweisung deutend, die noch immer unberührt auf dem Arbeitstisch lag.

»Und wieso das?«

»Rechtsstandpunktlich!«, sagte Rohleder, jede Silbe seines kuriosen Ausdrucks advokatisch betonend. Der Leutnant blieb hartnäckig und sachlich. Er wollte wissen, wieviel Quadratmeter Wohnraum Herrn Rohleder zur Verfügung ständen und wieviel Köpfe dessen Familie zähle. Diese Fragebogenmethode brachte den Schlossermeister erneut in Harnisch. Jähzornig schmiss er das letzte Werkstück in den Blechkasten neben der Maschine.

»Das geht Sie, Herr Kommissar, einen Dreck an, wieviel Quadratmeter Dielenbretter vollzuspuken wären in meiner Wohnung!« Aber der Leutnant tat, als habe er die Gehässigkeit in dem Ausdruck »Herr Kommissar« überhört und nähme das Übrige dieser Äußerung ernsthaft zur Kenntnis.

»Ganz Ihrer Meinung: vollspucken ist kein Rechtsstandpunkt.«

Überlaut in seiner Wut sagte Rohleder darauf:

»Dann will ich Ihnen den Gefallen tun, mich deutlicher auszudrücken: Für mich ist der Hausfrieden ein Rechtsstandpunkt, wenn Sie das verstehen.«

»Nein«, sagte der Leutnant, »verstehe ich nicht. Ich bin weder ein Menschenfresser noch ein Rock'n Roll Tänzer, noch ein Bettnässer, noch sonst was Unfriedliches.«

»Wippchen!«, knurrte der Alte.

Da kam das Mädchen heran und zog den randvoll gefüllten Blechkasten mit den aufgebohrten Winkeleisen über den Zementfußboden bis in die Mitte der Werkstatt. Dort waren einige Dutzend rechtwinklig verschweißte, kistengroße Blechkörper aufgestapelt.

Der Leutnant fragte das Mädchen, ob man erfahren dürfe, was das werde, wenn es fertig sei. Er fragte sie über den Kopf des Alten hinweg, der die Maschine abgestellt hatte und, am Boden hockend, die Bohrspäne mit einem Handfeger zusammenkehrte.

»Entlüfteranlagen«, sagte das Mädchen, »Serienarbeit. Wir stehen in Vertrag mit einem volkseigenen Betrieb.«

Den Alten schien diese Antwort zu kröppen, denn er warf dem Mädchen ein Winkeleisen, das danebengefallen war, so absichtlich ungeschickt nach, dass es sie an den Knöchel traf. Als sich das Mädchen umdrehte, fing der Leutnant ihren Blick auf. Der Schmerz verzog ihr noch etwas den Mund. Aber ihr Blick sagte genau das Gegenteil von dem, was der Alte nun maulierte:

»Wir möchten Feierabend machen, der Herr! Dort ist auch eine Tür!« Und der Blick des Mädchens sagte: Bleib da! Trotz es ihm ab! – Unzweideutig. Und ihr Blick sagte noch mehr: sagte Bewunderung, eine Bewunderung, die von der Schau erhoben wird zu jener Innigkeit des Ausdrucks, wie er nur in verliebten Mädchenaugen schwimmt. Und welcher junge Kerl verstünde sich nicht auf die Übersetzung eines solchen Blickes.

Der Leutnant freilich war in diesem offenbarenden Augenblick durch die hemmungslos-bornierte Kleinbürgerwut des Vaters so sehr mit der Zügelung seines Temperaments beschäftigt, dass er das Zuspiel der Tochter nur als ein Bündnisangebot begriff, was ihm auch von ihrer Seite ganz selbstverständlich schien. Denn sie war jung und er war jung. Zwischen den Jungen ist immer ein Verstehen, wenn die Alten einen Hass haben auf sie. Viel eher ein Verstehen, als wenn ihnen die Alten helfen wollen.

»Die Tür ist auch zum Hinausgehen da!«, erläuterte Rohleder seine Grobheit böse. Der Leutnant nahm sich zusammen. Er hatte sich jetzt geschworen, von diesem maßlos verbitterten Menschen den Grund der Verbitterung zu erfahren, die konkrete Wahrheit, weshalb sich jener der Zuweisung so stiernackig entgegenstemmte. Und er sagte:

»Ich habe den Eindruck, Herr Rohleder, Sie sehen Ihren Hausfrieden allein durch die Gesinnung bedroht, die Sie unter meiner Uniform vermuten. Sie vermuten richtig. Ich bin Genosse, einbildungsweise rot bis auf die Knochen. Ehrlich, Herr

Rohleder, das passt Ihnen nicht. Warum nicht, frage ich Sie? Ich sehe, Sie arbeiten für uns, Sie nehmen Geld von uns. Warum nehmen Sie nicht ein Jota Vernunft an von uns? Unsere Gesinnung besteht rundherum aus Vernunft.«

Rohleder war, ein Zuhören verachtend, zu den Entlüfterteilen hingegangen, wo er begann, Winkeleisen einzuschrauben.

»Sind Sie zu feige für eine ehrliche Antwort, Herr Rohleder?«

Da riss es den Alten herum. Keuchend vor Wut ging er auf den Leutnant zu, in der Hand das Winkeleisen, das er eben einsetzen wollte. Das Mädchen lief ihm nach, hielt ihn am Arm fest, jammerte: »Tu das Eisen weg, Vater!«

Der Alte raunzte sie an: »Gehab Dich nicht, ich bin kein Totschläger!« Zögernd ließ das Mädchen den Arm des Vaters los, blieb kläglich und unbeholfen hinter ihm stehen. Tränen traten ihr in die Augen. Sie ging weg und machte sich hinter den Entlüftern zu schaffen. Da Rohleder etwas kurzsichtig war, trat er sehr dicht vor den Leutnant hin.

»Auge in Auge will ich Ihnen die Wahrheit sagen, Herr Offizier! Die Wahrheit ist, dass ich nicht mit einem Kommunisten zusammenleben kann, nicht ums Verrecken. – Warum? Das werde ich Ihnen allerdings nicht auf die Nase binden. – Und nun können Sie meinethalber hingehen und die Wahrheit Ihrem Staatsanwalt anzeigen. Nehmen Sie aber Ihren Zettel mit, wenn ich bitten darf!« – Der Zettel blieb liegen. Leutnant Wittkopp zeigte mit der Hand durchs Fenster:

»Bei Ihnen hängt das Schuppendach durch. Ich war Zimmermannsgesell vorher ...«

Rohleder lachte heiser und höhnisch auf:

»Die Tour kenne ich, Herr Genosse Offizier: Reich mir Deine Pfote, Deine rote, mach': Solidarität, Prolet! Tut mir leid: Ich bin Kapitalist – Kleingewerbetreibender – Ausbeuter – Hausbesitzer – Privateigentümer. Machen Sie sich nicht die rote Weste dreckig an meiner so genannten weißen, oder ihre sauberen Händchen an meinen Schlosserpfoten!«

Und der Leutnant – er lächelte. Er hatte sogar einen Schalk in den Augenwinkeln, als er dem Wütenden erwiderte:

»Durchaus nicht! Ich werde Ihr Bad mitbenutzen, wenn Sie gestatten.«

Damit brachte er aber die Wut des Alten zum Überkochen.

»Nicht mein Bad und nicht mein Scheißhaus werden Sie mitbenutzen! Diesen Ausgang werden sie benutzen und Ihre stille Straße ziehn, sonst ...«

Die Stimme kippte um. Der Mann bebte am ganzen Körper. Hinter den Entlüftern fiel ein Eisenteil zu Boden.

»Vater!«

»Sonst?«, fragte der Leutnant und schob beide Hände in die Manteltaschen. Rohleders beide Fäuste fuhren hoch. Aber er schüttelte sie nur gen Himmel und schrie, den Kopf weit ins Genick gebeugt, mit pastoraler Verzweiflung: »O Herr, Herr schicke Deinen Kindern Deine Gerechtigkeit!«

In diesem Augenblick geschah etwas unerhört Peinliches, Lächerliches, das dem Leutnant in den ersten Sekunden ein kaltes Entsetzen unter die Haut trieb. Denn – Rohleder hatte seinen Verzweiflungsausbruch noch nicht beendet, noch nicht abgelaassen, die Fäuste gen Himmel zu schütteln und die Gerechtigkeit des Herrn herabzurufen für seine Kinder – da rührte eine Stimme durch die niedere Werkstatt, ohne dass jemand hereingetreten wäre, eine Stimme, als hätte der Erzengel oder der Erzteufel sich ein Megaphon an den Mund gehoben und rief im Schalle der Posaunen von Jericho von oben herab:

»Warte, warte nur ein Weilchen – bald kommt Harmann auch zu Dir – mit dem kleinen Hackebeilchen!«

Soweit kam die Stimme. Dann stopfte ihr Rohleder mit einem grässlich verzerrten Gesicht und mit einem ganzen Bündel Putzlappen das Maul.

Wie gesagt, es war niemand hereingekommen und das Mädchen hätte nie so röhrend schreien können. Dennoch sind die Ausdrücke, die Stimme sei ›von oben‹ herabgekommen und

Rohleder habe ihr ›das Maul gestopft‹ in einem gewissen Sinne ganz wörtlich zu verstehen.

Die Stimme gehörte dem Blinden. Wittkopp entsann sich: er hatte ihn hinter den kahlen Fenstern über der Werkstatt herumgeistern sehen. Und seine Stimme war aus einem Sprachrohr gekommen, aus einer blechernen Röhre, die zwischen den Fenstern durch die Decke stieß, und die unten in der Werkstatt zu einer Art Schall- und Sprechtrichter erweitert war. Diese an sich recht praktikable Verständigungsanlage hatte der Blinde zu seinem fürchterlichen Spottgebrüll benutzt. Sie hatte ihm umgekehrt auch ermöglicht, das ganze bisherige Gespräch in der Werkstatt mit anzuhören. Nun aber rammelte der Alte Putzlappen in den Trichter und erstickte die Stimme zu einem dumpfen Getön unverständlich gurgelnder Laute.

Als auch das verstummte, riss er die Lappen wieder heraus, legte seinen Mund an den Trichter und keuchte: »Leg' den Ochsenziemer parat, Scherbenmacher, gottverlornes Kind!« Dann stopfte er den Trichter wieder fest zu.

Bis auf das Letzte, bis auf das Wort »Scherbenmacher« war dem Leutnant die Situation klar. Der Blinde war ein Zyniker, das hatte er selbst erfahren, wie weit noch geistig intakt, das stand in Frage. Aber es lag jetzt auch auf der Hand, dass der Blinde noch unter der körperlichen Fuchtel des Alten stehen mußte. »Leg' den Ochsenziemer parat!«, hatte der Alte gesagt.

Der Leutnant sah nach dem Mädchen. Es stand mit schamübergossenem Gesicht bei den Entlüftern, unfähig sich zu rühren, als brenne sie die doppelte Beschämung durch Vater und Bruder an den Boden fest. Von diesem Augenblick an empfand er ein Mitleid für das Mädchen und eine Verachtung gegen den Alten wie auch gegen den Blinden. Jetzt schien es ihm, als grenze das familiäre Verhältnis, dem das Mädchen ausgesetzt war, ans Kriminelle. Und er erkannte, dass ihm die Genossin einen Auftrag gegeben hatte, den sie nicht jedem geben konnte, der nicht leicht war, verdammt nicht leicht. Sein Auftrag galt dem Mädchen. Er fragte sich nur, ob die Genossin aus

eigenem Antrieb gehandelt habe oder im Einvernehmen mit Staatsorganen. Darüber zerbrach er sich aber nicht den Kopf. Der Auftrag war nötig. Man musste versuchen, das Mädchen aus dieser Atmosphäre zu lösen. Offenbar litt sie darunter und hatte nicht die Entschlusskraft, selbst zu handeln. Und die Frau Frenzel musste das wissen. Aber sie musste auch wissen, dass ein Mädchen, dem in solcher Lage Hilfe angeboten wird von einem jungen Kerl, die Hilfe missverstehen kann.

Ich glaube nicht, dass ich mehr als Mitleid für das Mädchen empfinde, dachte der Leutnant. Sie kam ihm zwar nicht häßlich vor in ihrer äußerlichen Herbheit. Sie hatte ein junges, frauliches Gesicht, darin die Backenknochen etwas weiter auseinandertraten als sonst bei unseren Mädchen. Sie kam ihm aber auch etwas von gestern vor in ihrer Demut und Scheu. Überdies glaubte er sich gegen alle Gefühlsverstrickungen gewappnet, weil die Enttäuschung, die ihm eine bereitet hatte, zur Empfindlichkeit geworden war bei ihm, zur Vorsicht vor allen Mädchen, die ihm gefallen konnten. – Aber: man muss ihr helfen. In diesem Bewusstwerden, das er während des unerquicklichen Zwischenspiels gewann, sagte er nun mit aller Schärfe zu Rohleder:

»Ich werde unsere irdische Gerechtigkeit anrufen, Herr Rohleder. Sie haben keinen Grund, mir das Zimmer zu verweigern. Das ist mir inzwischen klar geworden.«

Des alten hohe Gestalt sank kraftlos in sich zusammen. Der Adamsapfel an seinem dünnen Halse tanzte auf und nieder. Der Mann fraß jetzt seine bornierte Wut wie Hundsleder in sich hinein. Was übrigblieb war eine gallige Resignation, die sein welkes Gesicht gelb und wächsern machte wie das eines Toten. Und seine Stimme war ganz verqualstert, als er nun sagte: »Darauf habe ich gewartet. Das musste ja kommen: Und willst Du nicht mein Bruder sein, so schlag ich Dir den Schädel ein. – Die Diktatur des Proletariats. Sie werden mirs nicht glauben, mein Herr: Ich habe Ihren Marxismus – Leninismus – Stalinismus studiert, ich kenne mich aus in den Schlagwörtern, ich hatte

sehr viel Zeit und Muße dazu, sieben Jahre hatte ich Zeit dazu, sieben dürre Jahre – in einem roten Zuchthaus, mein Herr: sehr instruktiv!«

Er krampfte nach einem Halt an der Maschine und sprach weiter: »Nach dem Krieg haben mich die Russen geholt. Ein Jahr wusste meine Frau nicht, wo ich war, schon bei den Toten oder noch bei den Lebendigen. Da ist sie an einen von euch geraten, an einen Genossen, der riss sich was unter den Nagel in dieser Zeit. Meine Frau war eine ansehnliche Person und treu wie eine. Aber sie hatte nichts zu fressen für die Kinder. Eins war blind aus dem Krieg wiedergekommen, das wollte immer fressen, immer fressen. Und da hat der Genosse gesagt: Dein Alter ist hin, parteiamtlich bestätigt. Ich geb' Dir drei Zentner weißes Mehl für Deine anderthalb Zentner Fleisch. 's ist eh keine Sünd mehr, Marie. –«

Dann kam ich nach Waldheim und durfte wieder schreiben, dass ich bei den Lebendigen bin. Da ist meine Marie auf den Spitzboden gestiegen und hat sich hingehängt an einen Dachsparren.

Sehr instruktiv die Klassenmoral – nicht wahr?

Er drehte sich um.

»He, Elisabeth, weise dem Herrn das Zimmer an! Der Herr besteht darauf. Bittesehr!«

Und dieses heisere, immer wiederholte »Bittesehr! Bittesehr!« peitschte den Leutnant und das Mädchen über den Hof.

[...]

Mein Gedicht

Ich kenne einen Strom, dunkel und breit, in den alle
 Quellen wilder Knabenträume zusammenflossen.
Ich kenn einen Deich, dort wurde ein Krämer wegen eines
 geschächteten Kalbes erschossen.
Ich kenne einen Weihnachtsabend, an dem ein SA-Mann
 Möbel in einer Wohnung zerschlug.
Ich kenne eine Frau, die ihr Kind mit Hass im Herzen ins
 Wasser trug.
Ich kenne eine Fahne, die dreihundert Knaben weit, weit
 in staubiges Land entführte.
Ich kenne einen Führer, der leise rief, als einer im
 Stroh lag und sich nicht rührte.
Ich kenne Worte, glitzernd wie bunte Scherben, die
 früh unruhiges Blut verdarben.
Ich kenne Knaben, die nachts sich befleckten, bevor sie
 tags im Trommelfeuer starben.
Ich kenne ein Mädchen mit schwarzen Zöpfen, bei deren An-
 blick man vor Sehnsucht erbebte.
Ich kenne ein Geschütz in einem Garten, und ich kenne ein
 Haus, wo niemand mehr lebte.
Ich kenne einen Freund, der nicht winkte, als er davon-
 ging und im Nebel verschwand.
Ich kenne Bauern, die Soldaten bedienten, und morgens
 wurde das Dorf niedergebrannt.
Ich kenne eine Mutter, die sank weinend einem fremden
 Kinde zu Füßen.
Ich kenne Regennächte, in denen Blitze zwischen Schützen-
 löchern niederstießen.
Ich kenne Reden, die heiß und hassend Ruhm versprochen
 und Ehre.

Ich kenne sechs Männer und Frauen und das Kommando:
Legt an die Gewehre.
Ich kenne Durst und Hunger, und ich kenne die Daumen-
breite aus Kognacflaschen.
Ich kenne Granaten, die gegen die Schenkel schlagen in
schlauchigen Taschen.
Ich kenne ein Kornfeld und einen Transportzug, und der
wurde nachts von Bomben zerstört.
Ich kenne eine Frau, die totes Fleisch bärt, und ihre
Schreie, die sonst niemand hört.
Ich kenne ein Regiment und das Eiserne Kreuz drei Schritt
vor der Front für Kinder mit blonden Haaren.
Ich kenne Herbst und Winter, wie man sie sonst kaum kennt
mit fünfzehn Jahren.
Ich kenne einen Frühling und einen Knaben, der weinend im
Schlamm lag mit Blut im Gesicht.
Damit das nicht vergessen werde, damit das nicht wieder-
kehre schreibe ich mein Gedicht.

Krieg

Ich war ein Kind, war ohne Schirm und Hort,
als ich aus Sand und Reisig Türme baute
und träumte, wenn ich zu den Sternen schaute,
in Lumpen frierend unterm Wind aus Nord.

Die Wasser spülten meine Türme fort.
Doch meine Sterne, denen ich vertraute,
mein Kindertraum, der wie ein Gipfel blaute,
sie zogen vor mir her von Ort zu Ort.

Und Lorbeer schmückte dann mein wirres Haar.
Mit blanken Augen und gestrafftem Sinn
und vorgestrecktem, leuchtend weißem Kinn
so fragte ich nicht lang: Was ist? – Was war?

Ich pflanzte mich in fremden Ufersand,
und ich sprach welsch in manchem welschen Land.

Heimkehr

Es fährt ein Trotz mir in die matten Glieder
und schlägt mir Angst und Wimmern aus Gesicht und Ohr.
Aus dumpfen Wäldern, wo ich mich verlor
steig ich heraus: Kein Faustschlag wirft mich nieder.

Ich klopfte leise an ein offenes Tor
und lausche reglos, schließe meine Lider
und hör nach Jahren warme Worte wieder
und sehe Lächeln, das im Nordwind nicht erfor

und trete ein. Die Hand fliegt hoch – und zittert ...
Da schneiden Schreie mir in Fleisch und Bein,
an hellen Stirnen wächst zernarbter Stein,
und ich steh nackt, von Blicken eingegittert,

in Wüsteneinsamkeit vor blassen Wangen;
und keine Hand regt sich, mich zu empfangen.

Portrait Walter G.

Als man uns rief, damals vor Jahren,
kamen wir weit her, wir trugen Waldduft im Haar,
und unsere Herzen waren Steine, und unser Blut
war versandet in den Adern, öd und ausgebrannt
waren unsere Hirne, unsere Gedanken
eine fruchtlose Steppe.

Aus Kanada brachten wir Fäuste mit,
harzbraune Holzschlägerfäuste, rissig und schwer,
und die Brust voller Narben vom Stacheldraht.
Tausendmal unter fremden feindlichen Himmeln,
hatten sie unsere Hoffnung erschossen,
und die Liebe war uns Kommisbrote wert.

So bauten wir Rostock, Wismar, die Warnow-Werft!
Wer ging mit uns? Wer? Ich frage: Wer?
Überall waren wir, in StalinStadt und in Calbe,
und die schwarze Lauchhammer Sonne hat uns verbrannt.
In Sosa liegt einer begraben.
Er brach Felsen wie wir, doch sein Herz
flog uns voraus, wie eine weiße Taube –
bis ihn die schnelle Lawine traf.
Um die Brust knüpften wir ihm ein rotes Tuch.

Und überall, wo wir uns in die Erdhaut gruben,
wo wir Fundamente errichteten für Jahrhunderte,
haben uns Arbeit, Marxismus und Liebe begleitet,
Erlebnisse, also, der Körper und Hirne,
nicht der Herzen.
Denn unsere Herzen,
Kameraden,
wandeln in einer Wüste,
die so weit ist wie die Sahara
bei EL Alamain und Tobruk,

steigen auf steile Klippen
wie die bei Narvik und Hammerfest,
sehn voller Sehnsucht hinaus aufs stürmische Meer,
schlafen in Russland
bei schönen Partisanenmädchen,
die vor unseren rauchenden Karabinerläufen
verbluteten.

Daher, also, ist uns die Arbeit
nur eine Körperfunktion,
und der Marxismus beschäftigt
nur unsere Hirne
und keine Frau kann sagen,
dass sie uns ganz besessen hätte.

Berlin-Tempelhof 1954

Das Flugzeug landet, es rollt langsam aus.
Reporter flitzen.
Ein glattes Lächeln ..., ein Blumenstrauß ...
Degen blitzen.
Ein Mann steigt aus, alt und allein:
Ein Außenminister trifft ein.

Stadtväter treten an ihn heran,
dünne und fette.
Shakehands tauschen sie mit ihrem Mann.
Hinter ihnen glitzernde Helme und Bajonette
in zwei dichten Reihn:
Ein Außenminister trifft ein.

Geschütze donnern Schuss auf Schuss
neunzehnmal.
Auf der Straße hebt niemand die Hand zum Gruß.
Die Menschen zählen die Anzahl
Der Salven und stehen starr wie aus Stein:
Ein Außenminister trifft ein.

Hiroshima ist fern

Du wirst in die Einsamkeit fliehen wollen. Ich aber
halte dich fest an der Hand,

und ich führe dich in mein Zimmer, da sind die Wände
mit Landkarten bespannt.

Und ich zeige dir drei Stellen auf dem grün, blau und
braun gesprenkelten Papier,

und ich sage: wo du auf der Flucht niederbrechen wirst,
das ist hier.

Dein Geliebter wird sich blitzschnell in Rauch und
Asche auflösen in jenem kleinen Ort.

Und wo deine Mutter langsam in Schmerzen verbrennen
wird, das ist dort.

Gute Nacht und guten Morgen

Für Rut

Die Elbe ist grün und still, und bei Nacht ist
sie schwarz.

Leise schwimmt ein Schlepper vorbei
Mit Kähnen lang und tief,
und der Schornstein neigt sich vor der Brücke,
und der Schornstein ist schwarz,
und die Kähne sind schwarz,
und manchmal bewegt sich etwas weiß in all
dem Schwarzen.

Das sind Reflexe meiner Augen,
wenn ich meine Lippen von deinen sanft
ruhenden Brüsten hebe
und zu den Häusern hin spähe,
zu den Häusern einer verschollenen Inkastadt.

Und da stehen zwei große schmerzliche Schatten,
Skelette von Zwillingen,
der Dom.

Und knapp vor dem Horizont springen Zinnen und
Zacken.

Und der Himmel ist blaue Tusche,
und im Wind liegt ein Ruch von Teer und Staub und
frischem Holz.

Da spring ich auf.

Da schrei ich.

Die Faust zwischen den Zähnen,
schrei ich.

(Ich bin ein bisschen verrückt, seit damals.)

Damals krümmte sich der Himmel bronzen,
und ein violetter Mond hing über der Zitadelle,

und herrliche brennende Fackeln kamen,
sie tanzten aus den Häusern,
sie tanzten und tanzten –
und tanzten sich tot ...
Damals krümmte sich der Himmel bronzen,
und Wasser flackerte rot,
und Pulverruß lag im Wind.

Wer hat den Himmel blau getuschelt?
Wer hat den Himmel so schlecht blau getuschelt?
dass nun schon die Tusche abblättert,
und dahinter schimmert Bronze,
die schöne, fette, blanke, geile Bronze,
und ich kann zu deinen Brüsten nicht zurückkehren,
und ich kann die nächtliche Elbe nicht mehr sehen,
und ich kauere mich hinter einen Busch,
ein weißes, weißes, zitterndes Tier,
verbrennend erwarte ich den Morgen.

Und dann kommt der Morgen.
Ein Sonnennebel wächst aus den Wiesen,
und die Elbe glitzert festlich,
und Wolken fliegen prall von Wünschen.
Und dann erhebe ich mich schwer,
und ich trete aus dem Busch hervor,
und ich ruf über den Strom:
Guten Morgen, Vaterlandsverräter!
und ich frag:
Habt ihr
gut geschlafen, Vaterlandsverräter?

Helmut Baierl

Die Feststellung

[...]

III

BEFRAGUNG DER RÜCKKEHRER

DER VORSITZENDE: Also ihr sagt, ihr bereut. Habt ihr nun die Ausbeutung gespürt am eigenen Leib?

DER BAUER: Ja. Manche im Lager hatten den Bogen raus mit Geld machen, manche hingen fest und konnten zusehen, wie die anderen lebten. Die ersten Wochen dachten wir noch das ist der Anfang, bald wirds anders, und wir haben ein Recht ersessen, das Lager ist wie das Wartezimmer beim Doktor, einmal kommt jeder dran, aber Essig. Kein Bedarf, Herr Finze, Sie müssen sich gedulden, Herr Finze. Ja, junge Leute, wenn wir das noch gewesen wären, und gut für den Schacht.

DER ZWEITE BAUER: Fresse voll von drüben, was!

DIE ZWEITE BÄUERIN: Sitzen zuviele drüben.

DER ERSTE BAUER: Nein, ist nur was dort für Geschäftemacher.

DER VORSITZENDE: Ruhe, weiter! Als ihr im Lager saßt drüben, wurde euch klar, hier ist es besser im Arbeiterstaat und nichts wie heim!

DIE FRAU: Ja, wir hatten Heimweh nach dem Hof.

DER BAUER: Keine Arbeit, kein Geld, deshalb.

DER UNRASIERTE BAUER: Also standest du dich hier bei uns besser?

DER BAUER: Ja.

DER ZWEITE BAUER: Da interessiert nur, warum bist du dann abgehauen?